

Echo aus dem Leserkreis

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **111 (1985)**

Heft 27

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Krankenbett vor Dieben sicher sei.

Als sich Grossvater vor einem Jahr in Spitalpflege begeben musste, hatte er Heimweh. Er fühlte sich ausgeliefert und wünschte sich ein Portemonnaie, das wenigstens den Betrag eines Trambilletts enthalte. Wenn er es bei sich habe, sei es ihm möglich, allein heimzukehren, wenn es die Gesundheit erlaube. Einer der Söhne schenkte ihm daraufhin zehn Franken, und Grossmutter brachte Grossvaters Portemonnaie von zu Hause mit.

Da war er froh. Er glaubte, damit eine gewisse Unabhängigkeit zurückerobert zu haben. Die Krankheit aber ergriff ihn mehr und mehr. An eine Heimkehr war nicht mehr zu denken. Trotzdem nahm er das Portemonnaie täglich an sich, prüfte seinen Inhalt, schloss es und legte es so beiseite, dass es für ihn sichtbar blieb. Später, als sein Körper abmagerte, legte eine der Schwestern den Eherring, den er nicht mehr tragen konnte, zum Geld hinein. Beides blieb sein Schatz, den er in lichten Augenblicken zu sehen wünschte: sein einziges, noch verbliebenes Gut, das Tramgeld und der Ring aus Gold.

Und jetzt soll der Schatz entwendet worden sein! Grossmutter kann und will sich nicht damit abfinden. Jede Schwester, jeden Pfleger spricht sie darauf an. Immer wieder räumt sie die Schublade des Nachttisches aus und sucht im Schrank danach. Erfolglos. Bitterkeit entsteht. Die Phantasie schäumt über. Unschuldige Personen werden verdächtigt.

Dann wird Grossvater in ein Pflegeheim gebracht. Grossmutter ist untröstlich, dass dies geschieht, bevor der Verlust des Portemonnaies aufgeklärt worden ist.

Bald danach stirbt Grossvater. Er braucht nun kein Fahrgeld mehr, aber Grossmutter wünscht sich nichts sehnlicher als den verschollenen Ring. Den möchte sie jetzt, als Zeichen ihres Witwenstandes und als Andenken an den geliebten Menschen, tragen. Hartnäckig macht sie sich erneut auf die Suche. Wieder klopft sie im Krankenhaus an. Sie besucht die Abteilung, in der ihr Mann gepflegt worden ist, meldet sich auch bei der Fürsorgerin. Jede Person, die sich mit ihr einlässt, wird eindringlich gebeten, ihr zu helfen. Das Geld, sagt sie grosszügig, könne sie verschmerzen, nicht aber den Ring. Irgendwo

müsse der zu finden sein. Schliesslich schickt die Fürsorgerin sie in die Zentralwäscherei. Vielleicht, sagt sie, sei der Ring in eine Leintuchfalte gefallen und ungesehen in die Wäsche gelangt.

Neue Hoffnung. Danke für diesen Rat! Keine Sekunde zögert Grossmutter. Sofort macht sie sich auf, geht der neuen Fährte nach. Bald steht sie vor dem Schreibtisch einer Verantwortlichen in der Spitalwäscherei. Das Anliegen ist rasch vorgebracht, die Spannung gross. Die Frau in der weissen Schürze zieht eine Schublade, in der Fundgegenstände aufbewahrt werden. Da liegen Taschentücher, Schreibstifte, ein Taschenmesser, sogar eine Uhr und anderes Kleinzeug. Ein schwarzer, zerknitterter Lederknäuel ist auch dabei. Der Grossmutter entfährt ein Schrei: «Das Portemonnaie!» Ja, es ist's. Sie greift danach, öffnet es: zehn Franken, frisch gewaschen, leicht gebleicht, und der Ring – gefunden!

Unglaublich, aber wahr.

Rita Lorenzetti

So ist es nicht gemeint

Jeden Mittag treffe ich an der Bushaltestelle ein geistig behindertes Schulmädchen. Es spricht alle Leute an, fragt sie nach ihrem Namen und ihrer Adresse und bittet sie dann um etwas Geld, weil es sich Süßigkeiten kaufen möchte.

Fast alle Leute, die angesprochen werden, hören dem Mädchen leicht verlegen zu, geben ihm nur ungerne oder zögernd Antwort auf seine Fragen und greifen dann erleichtert zum Geldbeutel. Das ist zu verstehen.

Es ist nicht immer besonders angenehm, wenn man von einem auffällig aussehenden, offensichtlich behinderten Mädchen einfach angesprochen wird. Da gibt man lieber fünfzig Rappen und ist die Kleine los, als dass man sich wirklich um sie kümmert.

Dürfen Mütter ihren Kindern im Supermarkt alle Süßigkeiten kaufen, nur damit sie nicht losbrüllen? Müssen sie nicht die Blicke der Kassiererin, das Kopfschütteln der anderen Kunden ertragen, ihr Kind an der Hand nehmen, es halt brüllen lassen, wenn es vernünftigen Erklärungen nicht zugänglich ist? Ziehen

sie sonst nicht kleine Tyrannen auf?

Was soll das behinderte Mädchen mit der Erfahrung, dass es von allen Leuten, die es anspricht, Geld bekommt? Es wird, das ist doch klar, weiterhin jeden Menschen, dem es begegnet, vertrauensvoll ansprechen, wird wohl auch mit ihm gehen, wenn er ihm etwas verspricht. Das kann für das Kind sogar gefährlich werden, vor allem, wenn es ein junges Mädchen geworden ist. Schädlich ist es auf jeden Fall. Süßigkeiten können nicht die Zuwendung ersetzen, die jedes Kind braucht. Es ist einfacher, geht schneller, dem

Kind ein Geldstück zu geben und es dann erleichtert im nächsten Bäckerladen verschwinden zu sehen, als ihm eine Geschichte zu erzählen. – Das Geschriebene gilt für gesunde und behinderte Kinder.

Niemand kann dem behinderten Kind einen Vorwurf machen, weil es jedermann anbettelt. Auch seine Eltern können nichts dafür. Der Vorwurf richtet sich gegen jene Leute, die gedankenlos die Geldbörse ziehen, um sich nicht mit dem behinderten Mitmenschen auseinandersetzen zu müssen.

Barbara Jung

ECHO AUS DEM LESERKREIS

Verlorene Hoffnung (Nebelpalster Nr. 22)

«Stell Dir vor, die Bewegung (Abendstern) macht die Nacht des Hasses, der Zwietracht, der Misgunst zum Tag des ruhigen Seins!» So Ilse Frank im Brief an Annett: «Friede auf Erden».

Da kommen mir Kindheitserinnerungen. Nämlich an einen von uns umschwärmten Lehrer in der Mädchensekularschule von Bern – das gab es damals noch. Er erzählte uns vom Völkerbund, der in Genf gegründet worden sei, da solle man mitmachen, das sei die Lösung, der werde endlich den Weltfrieden bringen. Das war – ich bin schlecht in Jahrgängen – vor dem Zweiten Weltkrieg. Der Völkerbund hat, wie wir alle wissen, nicht geholfen, der zweite, schreckliche Weltkrieg brach aus. Ich erinnere mich: Als ich erfuhr, jetzt sei Krieg, wollte ich das einfach nicht glauben. Chamberlain hatte uns doch den Frieden für unsere Zeit versprochen. Und der Krieg kam doch.

Wenn heute Friedensmärsche und Demonstrationen angesagt werden, belächelt man sie und stellt sie automatisch in die linke Ecke. Traurig, aber wahr. Angesichts der Weltlage und der Kriege an allen Fronten fällt es immer schwerer, an einen Dauerfrieden zu glauben. «Aber eventuell nach dem unerschrockenen Einsatz von ein, zwei Generationen», wie Ilse Frank meint. Ich weiss nicht: Wenn ich an die Fussballschlacht von Brüssel denke, wie bestialisch es da zugeht, fällt es mir schwer, an das Gute im Menschen zu glauben. Damals, als unser Lehrer begeistert vom Völkerbund sprach, hatte ich grosse Hoffnung; inzwischen ist sie mir verlorengegangen. «Abendstern» – zu schön, um wahr zu sein.

Hedy Gerber-Schwarz

Schwachsinn (Nebelpalster Nr. 22)

Die Verfasserin bezeichnet sich am Schluss des Artikels «Friede

auf Erden» als Traumgefährtin – und hat sich damit zutreffend etikettiert. Ihre Ansichten könnten tatsächlich Inhalt eines Traumes sein, die mit der Wirklichkeit leider wenig zu tun haben.

Zur Goebbels-Frage im Sportpalast, «Wollt ihr den totalen Krieg?»: Es ist wohl bekannt, dass bereits an der Veranstaltung ein Band mit Applaus eingespielt wurde, um die gewünschte Wirkung zu erzielen; man ahnte, dass das «totale Ja» so lautstark nicht ausfallen würde. Mit wenig Intuition kann sich ein heutiger Zeitgenosse vorstellen, was damals mit einem der offiziellen Wahrheit Widersprechenden geschehen wäre.

«Ich grübele, weshalb ein einziger Mann ins Feld zieht.» ... «Jedes Volk müsste den Ruf zu den Waffen überhören, den Marschbefehl übersehen. Denn: Was hat einer davon, wenn er für Vaterland und Führer ins Gras beisst?» – Da wäre vieles zu sagen, doch nur so viel: Die Engländer, die Amerikaner, die Russen (trotz Stalin) wussten sehr wohl zwischen Vaterland und Führer zu unterscheiden! Wären sie damals einer Ilse gefolgt, könnte die heutige Ilse ihre Träumereien nicht zu Papier bringen.

Die weiteren schwachsinnigen Rezepte nach Organisation «Abendstern»: wundervolle Utopien – wie sie auch im Christentum, im Marxismus und in anderen Religionen enthalten sind –, die im realen Leben mit unvollkommenen Menschen in das Recht des Stärkeren, das heisst in ein Chaos mit unvorstellbarer Brutalität, ausarten müssten. Ohne Gesetz, ohne Polizei und leider auch ohne Militär kann ich mir keine lebenswerte Gesellschaft vorstellen.

«Wir Evastöchter sind keine Engel, verspüren Aggressionen wie alle nach Selbständigkeit trachtende Kreatur.» ... Darin möchte ich auch die Söhne Adams einschliessen, mit dem Schlusswort: Eben.
Max Schärer, Aarau